

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von W. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Siegend brennt die Sonne.

Die Kanonen donnern —

Das Kleingewehrfeuer knattert —

Um die Dörfer St. Amand und Ligny tobt ein furchtbarer Infanteriekampf. Die französischen Batterien, die gegenüber der preussischen Artillerie des Zieten'schen Korps aufgeföhren, überschütteten die feindlichen Geschütze, die Detachments, ja die dahinterhaltende Kavallerie mit ihrem mörderischen Feuer. Auch die Brandenburger, die während des Kampfes eine Stellung hinter St. Amand eingenommen, um gegenbenfalls den etwa aus dem Dorfe brechenden Gegner in dasselbe zurückzuwerfen, stehen im dichten Angeregen, in undurchdringlichen Pulverdampf gehüllt.

Der eine und der andere sinkt getroffen vom Pferde. Ohne daß er die Hand gegen den Todfeind hätte erheben können. Mit tiefem Schmerz sieht der Freund den Freund fallen! — mit zitterndem Herzen, doch ohne mit der Wimper zu zucken, schaut der Rittmeister Erlén immer und immer von neuem verstohlen nach dem freiwilligen Jäger, nach Gottfried Schneider.

In der andern Schwadron hält Otto von Jäger auf seinem Pferde. Sein todestrunkenes Blut fliegt den tausenden Geschossen entgegen! „Nur eine — eine Kugel für mein Herz!“ ächzt er. Aber nicht eine findet den Weg in seine Brust. Neben ihm, vor ihm, hinter ihm stürzen die Kameraden. Er bleibt unverfehrt — durch sein wildes Todesverlangen gesett. —

Da gewinnt der Feind in St. Amand an Terrain. Schon brechen französische Tirailleurs in dichten Schwärmen aus dem Dorfe vor. Zwei Schwadronen der brandenburgischen Mlanen erhalten Befehl, die feindliche Infanterie zu vertreiben.

Aus der Linie vorrücken und im heftigsten Kartätsch- und Gewehrfeuer über Wege und Gräben setzen — ist eins. Sie stürzen sich auf die feindlichen Schützen, — mit unwiderstehlichem Anprall werfen sie sie ins Dorf zurück. Dann nehmen sie wieder, als sei nichts geschehen, ihren Platz in der Front des Regiments ein.

Aber — wie viele liebe Gesichter fehlen!

Rittmeister Erlén sucht Gottfried Schneider, sucht nach ihm mit zuckender Seele. Sein Herz jauchzt auf; hochaufgerichtet sitzt der im Sattel. Ein Blick gen Himmel: er ist das inbrünstigste Dankgebet. Und auch der Freund, auch Otto von Jäger lebt!

Doch was ist das?

Gottfried Schneiders Gesicht wird immer länger und blässer, jetzt wankt er auf seinem Pferde —

„Springt dem Freiwilligen bei!“

Welch ein Aufschrei! Ein paar Mlanen blicken verwundert nach ihrem Rittmeister hin. Der ist doch sonst nicht zimperlich! Aber schon wird Gottfried Schneider von einem seiner ihm zunächst haltenden Kameraden gestützt, um hinter die Front geleitet zu werden. Dabei streift ein rätselvolles Blick aus seinen hellen Augen zu seinem Rittmeister zurück.

„Es ist nichts! Nichts!“ formen mühsam die todblassen, beinahe lächelnden Lippen.

Ulrich Erlén erhebt die Hand; er winkt, völlig impulsiv, unbewußt. Ein sehender Abschiedsgruß ist's.

Gottfried Schneider entschwindet mit dem anderen Freiwilligen seinen Blicken. Mit zusammengebissenen Zähnen mit wild jagendem Herzen bleibt Ulrich zurück. —

Weiter nach Westen rückt die immer noch sengende Sonne.

Immer wüster tobt der Lärm der Geschütze.

Auch um Ligny brandet ein furchtbarer Kampf. Doch allen Anstrengungen der Franzosen zum Trotz bleiben die Preußen Sieger.

St. Amand aber ist in die Hände der Feinde gefallen. Zu schwach war seine Besetzung.

Es duldet den Feldmarschall nicht. An der Spitze frischer Bataillone wirft er sich in das Dorf. St. Amand wird von neuem zurückerobert.

Dennoch reitet der greise Feldmarschall mit düsterm Sinnen aus dem Dorfe und weiter über das Schlachtfeld hin.

Er sucht nach Gneisenau und trifft auf ihn, der gleichfalls nach ihm sucht, etwas nördlich der Windmühlhöhe. Gneisenau berichtet ihm, daß das erwartete vierte Korps, das Korps Bükow, heute nicht mehr zur Stelle sein kann, daß der Kampf auf der ganzen Linie von Amand bis über Sombresse hinaus entbrannt ist, und daß keine frischen Truppen mehr eingesetzt werden können.

Unwillkürlich hat Bükow sein Roß angehalten. Gerade bei einem Feldlazarett, das in einer geschützten Terrainspalte untergebracht ist.

Sein Haupt ruckt auf — seine Augen blihen.

„Und wo bleibt Wellington? Ist der Major von Winterstein noch immer nicht vom Herzog zurück?“

„Es muß ihm etwas zugestoßen sein! Sonst wäre er längst wieder hier!“

„So muß sofort ein anderer reiten!“

„Durchlaucht, bereits vor einer Stunde ist Leutnant von Büffow als zweiter Meldereiter an den Herzog abgegangen.“

„Vor einer Stunde? Wer weiß, ob der Wellington erreicht. Bei der Dringlichkeit der Sache müssen wir einen dritten abscheiden!“

„Augenblicklich ist nicht ein einziger Adjutant zur Stelle!“ ist Gneisenaus Antwort. „Alle sind unterwegs!“

„So müssen wir den ersten besten senden, der abkommen kann!“ Bükow's forschender Blick fliegt über das Feldlazarett. „Herr Regimentschirurg! Wäre da nicht ein leicht-

verwundeter Offizier, der fähig ist, nach Quatrebras zu reiten?"

Der Chirurg, der gerade dabei ist, einem auf einem rohen Holzstische liegenden Freiwilligen das Bein abzunehmen, blickt von seiner Arbeit mit Augen auf, aus denen noch die ganze Schwere und Verantwortlichkeit seines Tuns, aber noch kein volles Verständnis für die Frage des Feldmarschalls spricht. Doch schon wirft der freiwillige Jäger, der mit seiner gesunden Rechten im Begriff stand, dem Chirurgen beifällig zu sein, diesem ein paar Worte zu und im nächsten Augenblick eilt er zum Feldmarschall.

Er salutiert.

„Bestatten Durchlaucht, daß ich bitte, mir den Auftrag erteilen zu wollen, auch wenn ich nicht Offizier bin.“ Und indem er auf die linke Hand weist, die in einer Binde ruht: „Nur der kleine Finger der linken Hand wurde mir zerschmettert und mußte abgenommen werden. Im übrigen bin ich heil und gesund.“

Durchdringend ruhen die Augen des Feldmarschalls auf dem bleichen Antlitz des freiwilligen Jägers.

„Sah ihn vorhin schon bei den Ulanen! — Ihr Name?“

Der Freiwillige schlägt die Augen nieder. Aber nur einen Herzschlag lang. Schon hebt er wieder mit freiem, furchtlosem Blick das strahlende Antlitz.

„Gottfried Schneider!“

„Gottfried Schneider?! Ei der Tausend!“ Blüchers Blick senkt sich in die Augen des Freiwilligen, als wolle er ihm Herz und Nieren prüfen. „Etwa gar ein — — Bruder der Erdmüthe Schneider?“

Der Freiwillige wird purpurrot. Aber er hält dem Blicke stand.

„Durchlaucht treffen das Rechte!“

„War mir doch vorhin schon, als müßte ich das Gesicht schon gesehen haben!“ brummt Blücher in sich hinein. Und indem er wieder das helle Leuchten seiner Augen über den Freiwilligen hinfluten läßt:

„Na! Denn man zu! Flugs in den Sattel! Die Erdmüthe hatte immer Kopf und Herz auf dem rechten Fleck!“

Behende sprang der Freiwillige zu seinem Pferde, das einen Steinwurf weit, mit ein paar anderen Tieren an einem Kirschbaum, neben einem hochstehenden Meilenstein angebunden stand, wo er auch Lanze und Büchse niedergelegt hatte. Mit behender Leichtigkeit schwang er sich auf den Stein und von da in den Sattel. Ueber Blüchers verschattetes Antlitz stahl sich so etwas wie ein schmunzelndes Lächeln. „Reiter scheint er zu können!“ sagte er laut zu Gneisenau. Und als Gottfried Schneider nun die grün bewimpelte Lanze und die Bügel in der Rechten, den fischen Tschako mit dem dicken, gelben Kordon und der langen Fangschnur auf dem Haupte, seines Befehles harpte, da senkte sich der Blick des greisen Helden wieder von neuem mit beinahe drohender Eindringlichkeit in den des freiwilligen Jägers.

„Reiten Sie wie der Teufel nach Quatrebras!“ befahl er. „Sagen Sie dem Herzog: wir können uns nicht mehr lange halten. Die dringendste Eile tut not! Wir warten wie auf den heiligen Christ auf seine versprochene Hilfe!“

„Zu Befehl, Herr Feldmarschall!“ Gottfried Schneider reißt sein Pferd herum, um von dannen zu jagen.

„Holla! Halt, mein Junge“, ruft Blücher. „Es ist ein Auftrag von größter Wichtigkeit! Verstehst du mich?! Der Ausgang der Schlacht hängt davon ab, daß Wellington Wort hält!“

Der Freiwillige hat sein Pferd pariert. Mit einem geradezu leuchtenden Ausdruck hebt er das Gesicht gegen Blücher.

„Der Herr Feldmarschall werden mit dem Gottfried Schneider nicht weniger als mit der Erdmüthe zufrieden sein!“

Da nickt Blücher strahlend hinein in die hellen, jubelnden Augen Gottfried Schneiders. Fast scheint es, als wolle er scherzhaft drohend den Finger erheben.

„Vorwärts!“ kommandiert sein Mund.

Und Gottfried Schneider jagt davon. Auf Brye zu und von dort weiter nordwestlich gegen Thyle und Quatrebras.

Lauter und lauter dröhnt von dorther der Donner der Geschütze. — — —

Mit zentnerschwerem Herzen kehrt er zwei Stunden später zurück.

Der Herzog kann nicht kommen! Kann sein Versprechen nicht halten! Er ist selber mit großer Uebermacht an-

gegriffen und von Marschall Ney in einem heißen Kampf verwickelt.

Weit langsamer als bei seinem Abritt, reitet Gottfried Schneider hinter Brye und St. Amand entlang. Noch sollen die Dörfer in den Händen der Kreuzen sein! Noch! Aber wie lange noch? Und wie mag es bei den Ulanen aussehen? Lebt er noch? Lebt er noch — der Rittmeister Erlan? Wird er noch einmal sein Weib, sein Kind umarmen?

Oder ist er — — tot?!

Ein rasender Schmerz durchschneidet Gottfrieds Brust. Ewiger Gott! Ist's möglich, daß dieser Kelch an mir vorüber gehe —! Aber nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!

Gottfried Schneider reißt sich zusammen.

Vorwärts. Er gibt seinem Pferde die Sporen.

Vorwärts! Was darf ihn jetzt das Leben oder der Tod des Rittmeisters Erlan angehen? Jetzt, wo das Schicksal der Schlacht auf dem Spiele steht?

Vorwärts! Nach der Windmühlhöhe! Zu Blücher!

Wo ist der Feldmarschall?

Schon hat sich die Dämmerung auf die Erde gesenkt. Schwere blauschwarze Gewitterwolken jagen vom Horizonte herauf. Mit reißender Schnelligkeit. Aber die Flammen des brennenden Ligny werfen schauerliche Lichter über Tal und Höhen.

Dort, dicht bei der Mühle steht der Feldmarschall. Abgesehen. Eine tiefe Abspannung in den fahlen Zügen.

Gottfried Schneider reitet heran — fast zögernd richtet er seine Botschaft aus. Das Antlitz des Helden scheint unter seinen Worten um Jahre zu altern.

Da sprengt Gneisenau mit einem andern Herrn des Stabes heran.

Noch ist nichts verloren! St. Amand, Ligny, Sombreffe noch in den Händen der Kreuzen. Dank der hereinbrechenden Nacht wird es möglich sein, sich in der Stellung zu behaupten.

Blüchers breite Brust weitet und dehnt sich mit tiefem Atemzuge. Schwarz und schwärzer wird der Himmel. Regenschauer gehen nieder. Gottfried Schneider hält noch immer droben auf der Windmühlhöhe, fern von Blücher. Als harre er noch einer Ansprache des Feldmarschalls. Oder wie von unsichtbarer Gewalt in seine Nähe gebannt. Mit zuckendem Herzen blickt er hinab auf die grausigen Bilder in dem brennenden Dorfe, in dem der Kampf noch immer mit mörderischer Wut tobt, in dem unzählige Unglückliche ihren Tod in den Flammen finden.

Ein Ausdruck tiefen, weltumfassenden Erbarmens zittert über Gottfrieds Gesicht und macht seine hartkantigen Züge frauenhaft weich. Und von dem namenlosen Glend dort unten hinweg richtet sich sein Blick hinauf zu den blauschwarzen Wolken, aus denen grelle Blitze herniederzucken. Tiefes, gläubiges Gottvertrauen malt sich in seinem Antlitz.

Da — was ist das?!

Ein Geträch und Geknatter bricht aus, als wäre die Hölle losgelassen.

Von den nächtlichen Regengüssen verschleiert, muß sich die feindliche Artillerielinie verdoppelt haben. Unter ihrem Tod und Verderben speienden Geschossen brechen französische Infanteriemassen in das Dorf — das müssen Napoleons Gardes selber sein! Preussische Bataillone werfen sich ihnen entgegen. Ein furchtbares Ringen. Sterbende und Verwandete schreien zum Himmel. Häuser stürzen zusammen. Aus vollgefüllten Scheunen zischen strahlende Feuergerben auf. Blitze zucken am Himmel. Die Nacht ist in ein Flammenmeer getaucht —

Mit düster starren Mienen blickt der Feldherr auf das grauenvolle Bild. Gottfried Schneiders Auge hängt an seinem Gesicht . . .

Jetzt bricht der Feind am untern Teil des Dorfes ins Freie. Erst Infanterie — nun auch Gardesavallerie.

Zählings ist alle Abspannung aus Blüchers Zügen geschwunden. Feurig wie ein Jüngling wirft er sich auf seinen Schimmel. Er sprengt zu den Reiterscharen, die nördlich von Ligny halten. An ihrer Spitze wirft er sich auf den heranpreschenden Feind. Neben seinem Adjutanten Graf Rositz auch Gottfried Schneider an seiner Seite. Von Blücher wohl kaum bemerkt. Aber wie von unsichtbarer Macht gezwungen, ihm zu folgen. Die Attade mißglückt. Die ersten Schwadronen, außer Atem herangaloppierend, werden geworfen.

Ein Schuß trifft den Schimmel des Feldherrn. Blücher will sich dem Getümmel entziehen. Das Pferd bricht zu-

sammen, seinen Reiter unter sich begrabend. Im Trabe brausen die feindlichen Kürassiere wenige Meter zur Linken vorbei. Unsonst sucht Graf Rostiz den Fürsten aus seiner verzweifeltsten Lage zu befreien.

(Fortsetzung folgt.)

## Im Soldatenzug.

Skizze von Eise von Steinfeller.

UR. Also es war Tatsache. Unser Regiment wurde durch einen, etwa zwei Stunden von unserer Stadt gelegenen Eisenbahnknotenpunkt transportiert. Wenn wir etwas Mut und etwas Glück hätten, bot sich uns vielleicht Gelegenheit, unsere Männer da abzulassen und zu sprechen. Nach wochenlangem Trennung, nach Kriegsangst und Schrecken ein Wiedersehen! Wer begibt sich da nicht selbst in die abenteuerlichsten Unternehmungen!

Wir waren vier Regimentsdamen, zwei Regimentskinder. Wir hatten von der „eventuellen“ Möglichkeit dieses Wiedersehens kaum gehört, da waren wir fest entschlossen, es zu erleben. Heimlich schmiedeten wir unsere Pläne, rastlos eilten wir die Straßen auf und ab, um Einkäufe zu machen, für eben diese Männer, die wir uns nach den Entbehrungen des Krieges verhungert, zerlumpt und jeglichen „modernen Komforts“ bar, vorstellten. Wir kauften ungeheure Mengen von Kleidung, Schuhen, Getränken, Seife und sonstigen Schönheitsmitteln, um all diesen Mängeln abzuhelfen. Als der Morgen der Abfahrt kam, war jede von uns mit 25 bis 30 Paketen beladen, die numeriert werden mußten, damit wir sie nur auseinanderkannten. Ich leistete mir eine Droschke wegen Ueberbürdung. Unsere Stimmung war gut.

Der Mensch denkt, die Militärverwaltung lenkt, besonders in Kriegszeiten. Unsere Abenteuer begannen auf dem Bahnhof. Die Straße bis zu dem bewußten Eisenbahnknotenpunkt war für Lokalverkehr gesperrt, nur Soldatenzüge gingen. Aber eine richtige preussische Soldatenfrau geht eben durch dick und dünn, sie schaut sich vor nichts, vor einem Soldatenzug nun schon gar nicht. Und, wie gesagt, wir waren fest entschlossen, unsere Männer wiederzusehen.

Es fand sich ein Güterwagen, der später an den Transportzug unseres Regiments gehängt werden sollte. Er war vollgepfropft voller „Liebesgaben“ — als da sind: wollene Decken, Hemden, Kniewärmer, Socken und dergleichen für die Mannschaften. Von außen war dieser Wagen köstlich anzuschauen. Allerhand sinnige Kreidezeichnungen, den Zaren und Boinecaré in den seltensten Situationen vorstellend, zierte ihn. Rechts neben der Schiebetür stand die freundliche Aufforderung: „Immer rein, meine Herrschaften, hier bekommt man 1000 fast neue Russen für 10 Btg.“ — links lebte ein offizielles Plakat der Bahnverwaltung mit der zarten Bemerkung:

„Dieser Wagen darf mit Vieh und überreichenden Gütern nicht beladen werden!“

Ich rede nicht gern französisch, sonst würde ich sagen: „A la guerre, comme à la guerre!“ Jedenfalls, wir entschlossen uns kurz, diesen Wagen zu beziehen. Unsere Stimmung wurde immer besser.

Wir gruppierten uns zwanglos zwischen wollenen Decken und Hemden. Da zwischen den beiden Regimentskindern leichte Meinungsverschiedenheiten ausgebrochen waren, wurde das eine auf eine Kiste Tabak, das andere auf einen Stapel Socken gesetzt. Als die ungefähre Abfahrtsminute unseres Zuges nicht mehr fern zu sein schien, kamen noch fünf Militärmusiker und baten, ob sie unser Reich mit uns teilen dürften. Sie hatten Erlaubnis für zerbrochene Instrumente besorgt und führten eine Trompete, eine Tuba, eine Klarinette, ein Flügelhorn und eine große Trommel mit sich. Bekanntlich hat selbst im engsten Raum alles Platz, wenn es nur gut gepackt wird. Die fünf Musikanten gruppierten sich also ebenfalls zwanglos. Unsere Stimmung war prima, wir machten sogar schon Witze, was seit Monaten nicht vorgekommen war.

Ich verwickelte unsere militärische Begleitung in eine Unterhaltung mit musikalischem Hintergrund. Gerade, als man uns die Handhabung des Flügelhorns erklärte, ruckte der Zug, an dessen Abfahrt wir eigentlich längst nicht mehr glaubten, kurz an. Durch die Erschütterung fiel das eine Regimentskind von der Kiste mit Tabak herunter, direkt in einen Waschlorb mit Speckseiten und Wurst. Das andere wurde unter dem plötzlich zusammenbrechenden Stapel von Socken total veruschüttet. Die betreffenden Mütter raufsten sich gegenseitig die Haare, dann retteten sie, was zu retten war. Ich retirierte zwischen die Kniewärmer und Handschuhe, um bei den Aufräumungsarbeiten nicht im Wege zu sein. Unsere Stimmung vertug an Heiterkeit kaum noch eine Steigerung.

„Ra—ta—ta“ schaukelte der Soldatenzug in die Welt, begleitet von leisem Summen der großen Trommel, deren feinsüßliches Fell vielleicht künftige Kriegsergebnisse vorahnte.

„Tu—ha!“ blies einer der Musiker auf dem Flügelhorn. Es klang wie ein Rotzsignal, wie Feuerlärm, falsch, gräßlich, fürchterlich.

„Tu—ha!“

„Mann, halten Sie ein!“ schrie ich.

Er bedauerte, er mußte „probieren“. Er hatte den schwarzen Verdacht, daß man ihn mit eben diesem Flügelhorn hineingelegt, überfordert hatte.

„Tu—ha!“

Wir erstikten unser Entsetzen zwischen den wollenen Jaden, die den Schall etwas dämpften. Endlich kam mir ein rettender Gedanke.

„Blasen Sie doch wenigstens eine Melodie, wenn Sie durchaus blasen müssen!“ schlug ich verzweifelt vor.

Nun drei Musikern leuchtete dies ein. Sie besprachen sich kurz. Nun gab die Trompete die Melodie an, Flügelhorn, Tuba und Klarinette fielen so gut es ging, ein, das feinsüßliche Trommelfell, von den Regimentskindern bearbeitet, gab dem Ganzen schönen Hintergrund, und wir, — wir sangen alleamt fröhlich mit. „Lieb Vaterland, laßst ruhig sein!“ schallte es hinter Stapeln von Wollsäcken und Kisten mit Tabak hervor, während unser Zug durch die Welt ratterte, und erstaunt betrachteten sowohl Menschen wie Vieh, an denen wir vorüberzogen, unsere mit so sinnigen Bildern und wiederprechenden Aufschriften geschmückten musikalischen Güterwagen.

„Ihr seht gar nicht kriegsmäßig verzerrt aus, sondern recht abenteuerlich lustig!“ meinten unsere Männer, als wir sie nachher wirklich und glücklich wiedersehen. Das war uns eigentlich etwas peinlich, aber schließlich, wie konnte es wohl anders sein nach solcher abenteuerlichen Fahrt im Soldatenzug.

## Das Waldgefecht.

Von unserem militärischen Mitarbeiter.

Auf der langgestreckten Front der Kampflinie in Nordfrankreich hielten vielfach Waldungen und deren Ränder die Zone der feindlichen Kräfte, die überwunden werden mußten. So kommt es, daß unsere Truppen im wechselnden Verlaufe der Kämpfe häufig in die Lage kommen, Waldgefechte zu bestehen, und vornehmlich ist es der im östlichen Teile des Kriegsschauplatzes befindliche Argonnenwald, der in dieser Beziehung besonders in Betracht kommt. Wälder erschweren jedem Gegner — auch seinen Luftfahrzeugen — das Auffinden der in ihnen befindlichen Truppen, und sie haben darum eine große Bedeutung eben durch diese Verdeckung von Aufstellungen und auch von Marschen gegen feindliche Wahrnehmungen. Dennoch aber erkennt man bei sehr trockenem Wetter Kolonnen, die durch einen Wald marschieren, an dem aufsteigenden Staub, der sich über die Wipfel der Bäume hinzieht, und dieser Staub läßt sogar manchmal ungefähre Schlüsse ziehen auf die Länge und auch auf die Beschaffenheit der betreffenden Truppenabteilung. In Bezug auf die Gefechtsverhältnisse kann man wohl sagen, daß ein großer Wald, den gute und zahlreiche Wege durchziehen, im Rücken der eigenen Truppenaufstellung sehr vorteilhaft ist, da er gegebenenfalls einen etwa notwendig werdenden Rückzug unterstützt. Denn an dem Saume des Waldes muß jede unmittelbare Verfolgung zum Stillstand kommen, und das Feuer des Verfolgers findet naturgemäß kein Ziel mehr. Ein Wald aber nahe vor der eigenen Front oder in der Seite derselben erschwert die Beobachtung von feindlichen Anmärschen, und die Details der Kriegsgeschichte sind sehr zahlreich, wo feindliche Truppen überraschend, durch einen Wald gedeckt, in der eigenen Flanke fechtender Truppen erschienen sind.

Wer aus Friedensübungen die Wälder als militärische Objekte kennt, weiß aber auch andererseits, wie schwierig es ist, Truppen in der Entfaltung zum Gefecht oder gar in der Entwicklung selbst durch einen Wald zu bringen. Die Uebersicht ist gestört, die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Teilen der Gefechtsfront sind nur sehr schwer aufrecht zu erhalten. In solchen Lagen kommt es darauf an, daß die den Wald durchschreitende Fußtruppe, zumal wenn Schützenlinien in Betracht kommen, tatsächlich die Führung von Mann zu Mann bewahrt. Eine Gleichmäßigkeit in der Richtung der nach vorwärts schreitenden Schützenlinie wird sich nur mit Aufgebot der äußersten Aufmerksamkeit erhalten lassen, ganz abgesehen davon, daß Ungleichmäßigkeiten in der Beschaffenheit des Unterholzes gerade in diesen Punkte von schwerwiegendem Einfluß auf die Bewegungen sind. Die berittenen Waffen, Kavallerie und Artillerie, sind in Wäldern an die Wege gebunden, und darum bleiben Walddefiles immer und unter allen Verhältnissen heikle Objekte der kriegerischen Handlungen.

Wenn Waldstücke dem feindlichen Einblick entzogen sind, so können sie als Stützpunkte und Anlagen für den Flankenschutz von Wert sein. Dagegen aber sind sie weithin erkennbar, und sie ziehen demnach auch das Artilleriefeuer des Gegners auf sich und werden dann sogar als Deckungen gegen Sicht des Feindes unbrauchbar. Die Wirkung der Artillerie gegen Truppen, die in Wäldern sich befinden, kann mitunter fürchterlich und verheerend werden. Die einschlagenden Granaten und deren größere Splitter wirken dann nicht durch sich selbst, sondern durch die abgeschlagenen schweren Äste und Stämme der Bäume, und so vervielfacht sich die Sprengwirkung der Geschosse in das Ungemeine. Zu dem Geschosshagel gesellt sich der Strahlregen tödlich wirkender oder verwundender Holzmassen. Um so fürchterlicher gestaltet sich diese Wirkung, als ja eine andere Deckung gegen sie im Walde nicht vorhanden ist und auch die Bewegungskraft der Truppe lahmgelegt wird.

Nur Verteidigung eignet sich der Wald insofern, als die Ränder von selbst die Linie der Kampffront abgeben. Aber die

Schlingentriebe muß den eigentlichen Waldsaum möglichst vermeiden; sie legt sich entweder vor den Rand, oder bleibt im lichten Walde so weit zurück, als das eigene Feuer durch die Bäume nicht gehindert wird. Wenn verwurzelter Boden die Ausschachtung von tieferen Gräben erschwert, so stellt man sich rasch Brustwehren unter Ausnutzung von Stämmen her. Mit Schützengräben kann man vor dem Walde auch leicht Hinterhaue vereinigen. Der Angreifer wird sich hauptsächlich gegen die vorspringenden Teile des Waldes wenden. Ist es ihm gelungen, in den Wald einzubringen, so ist die sofortige Herstellung der gelockerten Ordnung und Ueberbergung der Truppen das erste und unerlässliche Gebot. Bei Wäldern von nicht zu großer Tiefe trachtet man bis zum jenseitigen Waldsaum durchzuklopfen. Die Maschinengewehre hält man zweckmäßig zurück, bis sie zur Befestigung von gewonnenen Abschnitten oder zum Bestreichen von Waldböden, Durchschlägen und Wegen nachgezogen werden können.

## Wie die Deutschen den gefallenen Feind ehren.

Eine eindrucksvolle Schilderung, wie die deutschen Soldaten auch einem tapferen Feinde die militärischen Ehren angedeihen lassen, wird dem Neuwälder Courant in dem Briefe eines Mitarbeiters aus der Rheinprovinz gegeben.

Mit kurzen, dumpfen Schlägen tönt die Totenglocke durch das Tal, so beginnt der Holländer seine Erzählung. „Langsam naht der Zug, schon von ferneh klingt die dumbe Trommel. Voraus reiten zwei Schutzeute; es folgt eine Bürgerkapelle, Musikanten mit langen Röcken und hohen Hüten, dann kommt eine umflorte Fahne mit der Fahnenwache, weiter alte Herren mit Medaillen auf der Brust; der Kriegerverein. In Reihen zu zweien gehen die griechbärtigen Männer mit Gedenkmedaillen, verschiedene mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust. Weitere Gruppen folgen mit Fahnen, Reihen weißbehandschuhter Männer mit der besten Mütze der Gardekürassiere. Darauf andere Garderegimenter, Dragoner, Artilleristen in demselben langsamen, bedächtigen Schritt. Männer in der Kraft ihrer besten Lebensjahre, doch viele auch älter mit weißen oder graugesprenkelten Bärten. Während Verein auf Verein langsam vorrückt, erklingt schwere Musik; der Trauermarsch von Chopin. Mit langsamem Tritt wandelt der Chor von Vereinen vorüber. Dann kommt ein Infanterieregiment mit vielen älteren Männern in Uniformen von reinstem Grau, aktive Soldaten, die meisten einen Arm im weißen Tuch tragend. Einer hintert sogar auf Krücken zwischen seinen Kameraden einher. Es folgen die Soldaten von einem andern Regiment, verwundet oder beinahe wieder hergestellt, viele noch hinkend; das Regiment hat augenscheinlich ebenfalls sehr gelitten. Zum Schluß kommt eine Gruppe Schützen, feldgraue Soldaten, die spitzen Helme ebenfalls mit grauen Hülsen bedeckt, mit geschulterten Gewehren, Bayern, Württemberger, Sachsen. Gemeinsam ist ihnen alle die im Felddienst halbverbrauchte Uniform, die bei einigen giftig gelbe Flecken zeigt. Spuren von Granatendämpfen, die auf das Grau eine reizende Wirkung ausüben. Den Schützen folgt eine Gruppe von Offizieren in großer Uniform. Voraus ein stattlicher, ergrauter Offizier, ein Generalmajor, jetzt Stadtkommandant. Dann die Offiziere der aktiven Regimenter, unter denen die rote Axt der Infanterieoffiziere besonders in die Augen fällt. Nun endlich kommt der Leichenwagen heran, düster, schwarz ausgeblendet. Die Menge entfährt davor ehrerbietig das Haupt. Auf dem Sarg liegt ein einfacher Vorbeerkranz, in seinem Kreise von Immergrün jedoch ein — Käppi, ein rotes französisches Käppi eines gewöhnlichen Infanteristen, der wohl nie getraunt haben mochte, daß er einst in diesem deutschen Trauerzug beerdigt werden sollte. Nun endigt der Zug mit zahlreichen Soldatenreihen verschiedener Waffen, alle im eintönigen Grau, nur die Farben der schmalen Biesen deuten an, welcher Waffe jeder angehört. Auch sie, die in vier Aufzügen langsam einberührt, waren meistens Verwundete oder fast Wiederhergestellte. Ich folge dem Zuge an dem Kirchhof. Es hat mich so merkwürdig berührt, das Käppi, das alte Symbol des französischen Heeres in dieser Umgebung zu treffen... Auf dem Kirchhof das gewohnte Schauspiel eines militärischen Begräbnisses. Die Schützen am Rande des Grabes, die Offiziere ihrem Range nach angetreten, und der Prediger in der schwarzen Toga spricht die wahrlich zutreffenden Worte, daß hier kein Feind begraben wird, sondern einer, der seine Pflicht getan hat, die Pflicht gegen sein Vaterland... Nacheinander werfen die Offiziere Erde ins Grab; mit scharfem Knall erschallen die Salven, und die Masse löst sich auf. Die Musikkapellen kehren heim, während die eine davon das alte Landsknechtlied spielt: „O Strahburg,“ antworten die andern der jungen Leute: „Ich hatt einen Kameraden.“ Eine seltsame Vertüpfung, Strahburg und das Lied der deutschen Soldaten, das Kameradschaftslied... Ich wollte indessen wissen, wie der Franzose geheßen habe, den man soeben zur Ruhe gebettet. Ein mir bekannter Offizier, dem ich mich anschloß, sagte, daß es ein gewisser Dervé Crenez gewesen sei. Sanftmütig gehen wir der Stadt zu, als der deutsche Offizier plötzlich wie in Gedanken vor sich hinspricht: „Ob sie dort drüben auch unsern Toten die militärischen Ehren bezogen!“ Und etwas bitter fügt er hinzu: „Wir sind ja nun einmal die Barbaren!“

## Vermischtes.

„Ja, das parlor français!“ Dieser Stoßseufzer ist heute wieder sehr zeitgemäß geworden. Hunderttausende unserer wackeren Soldaten in Feindesland mühen sich ab, wenigstens ein paar Worte von der fremden Sprache zu erhaschen, um den Bewohnern des Landes, mit denen sie zusammenreffen, begreiflich zu machen, wessen sie am dringendsten bedürfen. Von mancher süßen Neuschöpfung französischer Worte haben wir bereits gehört, und wie viel ergötzliche Mißverständnisse mögen dabei vorgekommen sein! Wie viele ziehen aber auch hinaus mit einem kleinen Sprachführer im Tornister und der festen Absicht, als „perfekter Franzose“ wiederzukehren. Glaubt doch jeder, daß das eine Kleinigkeit sein müsse, da man „an der Quelle“ ist. Das ist heute so und das war in besonders hohem Maße 1870 so. Theodor Fontane hat in seinen köstlichen Schilderungen aus den Tagen der Okkupation von dieser Leidenschaft der deutschen Krieger, sich der Sprache des Feindes zu bemächtigen, erzählt. „Ich kannte Eltern,“ schreibt er, „die ernsthaft erwogen, ob die Bonne demnächst werde entlassen werden können; die erwachsenen Schwestern träumten von einem Kränzchen, an dessen Spitze sie den heimkehrenden Bruder als Liebhaber oder Mozin, jedenfalls aber als unantastbare Autorität sitzen sahen; die jüngeren Geschwister waren der Drangsal des französischen Exzitations ein für allemal entrückt, während die drei Ressourcen-Väter, die „im ganzen sieben dabei hatten“, in den Pausen, die ihnen ihr Whist en trois ließ, übereinkamen, daß, wie sich nun auch die Karriere gestalten möge, militärisch oder nicht, wenigstens das Eine gewonnen sei: eine Sprache. Wer zwei Sprachen spricht, lebt zwei Leben... Und dann kam die große Enttäuschung. Der Sohn, der mit so großen Hoffnungen, aber als unbeschriebenes Blatt in Frankreich eingetrückt war, verließ es wieder unbeschrieben mit französischen Vokabeln. „Was er nach Frankreich mit hinein genommen hatte: „du pain“ und „du vin“, „ayez la bonté“ und „sil vous plait“, diesen eifernen Bestand nahm er mit heim, im wesentlichen unvernünftig, aber geheiligt durch das Bewußtsein, auf Schloß Roncourt mit einem alten Comte und auf Schloß Roncourt mit einer jungen Komtesse eine höchst intrikate Unterhaltung geführt zu haben.“ Diese immer wiederholte Wahrnehmung hat auf Fontane einen besonderen Eindruck gemacht. Er führt diese Tatsache auf eine gewisse Hinneigung des Deutschen zu dem Bequemem, dem Ungenierten zurück, die sicherlich in Kriegseiten, wo nach den Erregungen des Kampfes, nach den Mühseligkeiten des Marsches den Soldaten wie den Offizieren gleichsam das Verlangen erfaßt: nur ausruhen! vielfach den Sieg davontreiben wird.

Der „gute Soldat“. Wie ein guter Soldat beschaffen sein muß, das hat man seit alters her in manchem Sprichwort und namentlich auch in manchem Scherzwort festgelegt. So heißt es z. B.: Ein guter Soldat kann zahlen, wie er will, nur nicht mit Ferkelgeld, oder „Ein guter Soldat darf nur an drei Dingen denken“, sagte der Hauptmann, „erstens an den König, zweitens an Gott und drittens an nichts.“ Die Erfordernisse zum idealen Soldaten finden wir vor allem auch bei Abraham a Santa Clara in witziger Weise an- und ausgeführt. „Ein guter Soldat,“ wird da versichert, „muß einen Magen haben wie ein Strauß, damit er das Eisen wohl verdauen kann. Ein guter Soldat muß nicht erbleichen im Angesicht, wohl aber muß sein Regen rot werden vom Blute seines Feindes. Ein guter Soldat muß keine Blumen mehr lieben, als die Schwertlilien. Ein guter Soldat muß seinen Feind zu keiner anderen Speise haben, als auf Gesehnenes. Ein guter Soldat muß wohl schlagen auf den Packbartel, nicht aber auf der Fittern. Ein guter Soldat muß seinem Feind nicht mit der Jung, sondern mit dem Regen-Schwörter geben.“ Und im heilsamen Gemisch und Gemisch knüpft der Vuhprediger an die Lebensart: „Den Soldaten macht nicht die Plunage (Gefieder), sondern die Courage“, die folgenden hübschen Wortspiele an: „Den Soldaten macht nicht der Aufzug, sondern der Feldzug, nicht das Paarpulver, sondern das Schießpulver, nicht die Schlafhaube, sondern die Deckhaube, nicht die Plöte, sondern die Plinte, nicht das Sabriel, sondern der Säbel.“

## Geographisches Verschiebrästel.

Hamburg — Leipzig — Berlin — Budapest — Wien —  
 Detmold — Gießen — Breslau — Preßburg — Riga  
 Vorstehende Namen sollen derart untereinander geschoben werden, daß eine Buchstabenreihe, von oben nach unten gelesen, den Namen einer deutschen Universität ergibt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer:  
 Vorhand erhält: pA, pK, pD, pS, p7, e8, carD, car 9, car8, car7, im Skat lieger: trD und e9; Rest für Hinterhand. Gang des Spieles:

1. B. pA	M. p8	D. pZ =	(- 21)
2. B. pK	M. eB	D. tr8 =	+
3. M. trB	D. carB	B. e8 =	+
4. M. trA	D. trD	B. car7 =	+

Die übrigen Stiche erhalten die Gegner, da Hinterhand mit pB stehen kann und mit Coeur am Spiele bleibt.